

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Neal Shusterman, geboren 1962 in Brooklyn, USA, ist in den USA ein Superstar unter den Jugendbuchautoren. Er studierte in Kalifornien Psychologie und Theaterwissenschaften. Alle seine Romane sind internationale Bestseller und wurden vielfach ausgezeichnet, u.a. mit dem National Book Award.

Weitere Informationen zum Kinder- und Jugendbuchprogramm der S. Fischer Verlage finden Sie unter www.fischerverlage.de

Neal Shusterman

VOLLENDET DIE FLUCHT

Aus dem Amerikanischen von
Ute Mihr und Anne Emmert

FISCHER Taschenbuch

Außerdem von Neal Shusterman:

- »Vollendet. Der Aufstand 2/4«
- »Vollendet. Die Rache 3/4« »Vollendet. Die Wahrheit 4/4«
- »Scythe. Die Hüter des Todes 1/3«
- »Scythe. Der Zorn der Gerechten 2/3«
- »Scythe. Das Vermächtnis der Ältesten 3/3«
- »Dry« – zusammen mit seinem Sohn, Jarrod Shusterman
- »Game Changer. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, alles falsch zu machen«



Erschienen bei FISCHER Kinder- und Jugendtaschenbuch
Frankfurt am Main, November 2021

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2007
unter dem Titel »Unwind« bei Simon & Schuster Books for Young Readers,
an imprint of Simon & Schuster Children's Division
Copyright © 2007 by Neal Shusterman

Die deutsche Erstausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Vollendet« bei Sauerländer.

Für die deutschsprachige Ausgabe
© 2013 Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7335-0711-4

Der Erinnerung an Barbara Seranella gewidmet.

»Wenn sich mehr Menschen zur Organspende bereit erklärt hätten, dann hätte es die Umwandlung nie gegeben.«

DER ADMIRAL

Charta des Lebens

Der Zweite Bürgerkrieg, auch bekannt als »Heartland-Krieg«, war ein langer, blutiger Konflikt um eine einzige Streitfrage.

Um den Krieg zu beenden, wurden mehrere Zusätze zur Verfassung verabschiedet: die »Charta des Lebens«.

Beide Streitmächte, die Abtreibungsgegner und die Abtreibungsbefürworter, erklärten sich mit der Charta einverstanden.

Nach der Charta des Lebens ist das menschliche Leben von der Empfängnis bis zu dem Zeitpunkt, an dem ein Kind dreizehn Jahre alt wird, unantastbar.

Im Alter zwischen dreizehn und achtzehn Jahren können Eltern ein Kind rückwirkend »abtreiben« ...

... unter der Bedingung, dass das Leben des Kindes »streng genommen« nicht endet.

Der Vorgang, mit dem das Leben eines Kindes abgeschlossen wird, das Kind aber dennoch am Leben bleibt, wird Umwandlung genannt.

Die Umwandlung ist inzwischen eine gängige Praxis in der Gesellschaft.

Teil eins

In dreifacher Ausfertigung

»Aus mir wäre ohnehin nicht viel geworden, jetzt habe ich statistisch gesehen eine Chance, dass wenigstens ein Teil von mir irgendwo in der Welt große Bedeutung erlangt. Ich wäre lieber teilweise bedeutend als vollkommen nutzlos.«

SAMSON WARD

1. Connor

»Du kannst dich verstecken«, sagt Ariana. »Wer so clever ist wie du, hat gute Chancen, bis achtzehn zu überleben.«

Connor ist sich da nicht so sicher, aber wenn er in Arianas Augen blickt, verfliegen seine Zweifel, wenigstens für einen Moment. Ihre Augen sind von einem tollen Violett, mit grauen Einsprengseln. Sie macht jede Mode mit, lässt sich immer die neuesten Pigmente spritzen, sobald sie in sind. Connor hat sich für so etwas nie interessiert. Seine Augenfarbe ist noch immer so, wie sie von Anfang an war – braun. Nicht einmal tätowieren ließ er sich, als er klein war, wie die vielen anderen Kinder. Die einzige Farbe auf seiner Haut kommt von der Sommersonne, aber jetzt im November ist die Bräune längst verblassen. Er will nicht daran denken, dass er nie wieder einen Sommer erleben wird. Wenigstens nicht als Connor Lassiter. Nicht zu fassen, dass ihm mit sechzehn Jahren sein Leben genommen werden soll.

In Arianas violetten Augen glitzern Tränen, die ihr über die Wangen kullern, wenn sie blinzelt. »Es tut mir so leid, Connor.« Sie nimmt ihn in den Arm, und einen Moment lang scheint alles in Ordnung, als wären sie beide die einzigen Menschen auf der Welt. In diesem Augenblick kommt sich Connor unbesiegbar und unangreifbar vor ... aber sie lässt

ihn los, der Augenblick ist vorbei, und die Welt um ihn herum kehrt zurück. Die Autobahn unter ihm vibriert, wenn Autos vorbeifahren, deren Insassen nicht wissen oder die es nicht kümmert, dass er hier sitzt. Und er ist einfach wieder ein Junge eine Woche vor der Umwandlung.

Die leisen, hoffnungsvollen Worte, die Ariana ihm zuflüstert, helfen nicht mehr. Er kann sie kaum verstehen wegen des lärmenden Verkehrs. Über diesen Ort, an dem sie sich vor der Welt verkriechen, schütteln Erwachsene den Kopf, dankbar, dass ihre eigenen Kinder nicht so dumm sind, auf dem Sims einer Autobahnüberführung herumzulungern. Für Connor geht es nicht um Dummheit, nicht einmal um Aufbegehren, sondern darum, das Leben zu spüren. Hier auf diesem Sims, verborgen hinter einem Schild mit der Aufschrift »Ausfahrt«, fühlt er sich wohl. Klar, ein falscher Schritt und er klebt auf dem Asphalt. Doch das Leben am Abgrund ist für Connor nichts Neues.

Kein anderes Mädchen hat er jemals mit hierhergebracht, aber das hat er Ariana nicht erzählt. Er schließt die Augen und spürt die Vibrationen des Verkehrs, als würden sie zu ihm gehören und durch seine Venen pulsieren. Hier konnte er immer Abstand gewinnen, wenn er mit seinen Eltern gestritten hatte oder einfach gefrustet war. Jetzt geht es nicht mehr um Frust, und auch nicht um Streit mit seiner Mom oder seinem Dad. Es gibt nichts mehr, worüber sie streiten könnten. Seine Eltern haben die Verfügung unterzeichnet; die Sache ist beschlossen.

»Lass uns abhauen«, sagt Ariana. »Ich hab so genug von allem. Von meiner Familie, von der Schule, einfach von allem. EA – und nicht mehr zurückschauen.«

Connor denkt darüber nach. Die Vorstellung, das ganz allein

durchzuziehen, erschreckt ihn. In der Schule gibt er sich ziemlich cool, als hätte er vor nichts und niemandem Angst, aber alleine abhauen? Hätte er den Mut dazu? Doch wenn Ariana mitkäme, wäre das etwas anderes. Dann wäre er nicht allein. »Meinst du das ernst?«

Ariana schaut ihn mit ihren magischen Augen an: »Na klar. Natürlich meine ich das ernst. Ich würde mitkommen – wenn du mich darum bittest.«

Das bedeutet viel. Zusammen mit einem Wandler abzuhauen ist echte Hingabe. Dass sie das tun würde, röhrt ihn. Weil er keinen Ton herausbringt, küsst er sie. Und trotz allem, was in seinem Leben gerade passiert, kommt er sich auf einmal vor wie der glücklichste Junge der Welt. Er umarmt sie, vielleicht ein bisschen zu fest, denn sie sträubt sich. Da will er sie noch fester halten, aber er unterdrückt den Drang und lässt sie los. Sie lächelt ihn an.

»EA ... Was heißt das überhaupt?«, fragt sie.

»Das ist ein alter Ausdruck aus dem Militär oder so«, sagt Connor. »EA steht für ›eigenmächtig abwesend‹.«

Ariana denkt darüber nach und grinst. »Hmmm, vielleicht eher für ›einfach abhauen‹.«

Connor nimmt ihre Hand und bemüht sich sehr, sie nicht zu fest zu drücken. Sie hat gesagt, sie würde mit ihm gehen, wenn er sie fragt. Erst jetzt merkt er, dass er das eigentlich noch gar nicht getan hat.

»Willst du mit mir kommen, Ariana?«

Ariana nickt lächelnd: »Ja, klar will ich.«

Arianas Eltern mögen Connor nicht. Er kann sie förmlich hören: »Wir haben schon immer gewusst, dass er irgendwann umgewandelt wird. Du hättest dich nie mit diesem Lassiter-

Jungen einlassen sollen.« Für sie war er nie »Connor«, sondern nur »dieser Lassiter-Junge«. Sie glauben, sie dürften über ihn urteilen, weil er immer mal wieder in Erziehungsanstalten war.

Trotzdem bringt er Ariana an diesem Nachmittag fast bis zur Haustür und versteckt sich hinter einem Baum, während sie hineingeht. Bevor er sich auf den Weg nach Hause macht, kommt ihm der Gedanke, dass es für sie beide bald alltäglich sein wird, sich zu verstecken.

Zuhause.

Wie kann er diesen Ort Zuhause nennen, wenn er daraus entfernt werden soll – nicht nur aus seinem Zimmer, sondern auch aus den Herzen derer, die ihn eigentlich lieben sollten?

Sein Vater sitzt im Sessel und schaut Nachrichten, als Connor hereinkommt.

»Hi, Dad.«

Sein Vater zeigt auf ein Blutbad auf dem Bildschirm. »Klatscher. Schon wieder.«

»Was haben sie diesmal in die Luft gejagt?«

»Einen Old-Navy-Laden im Akroner Einkaufszentrum.«

»Hmmm«, murmelt Connor. »Man sollte eigentlich meinen, sie hätten einen besseren Geschmack.«

»Ich finde das nicht besonders lustig.«

Connors Eltern ahnen nicht, dass ihr Sohn von seiner bevorstehenden Umwandlung weiß. Eigentlich wollten sie es vor ihm geheim halten, aber er war schon immer gut darin, Geheimnisse aufzuspüren. Als er vor drei Wochen auf dem Schreibtisch seines Vaters einen Tacker gesucht hatte, waren ihm Flugtickets für die Bahamas in die Hände gefallen. Über

Thanksgiving wollten sie alle gemeinsam Urlaub machen. Aber Connor fand nur drei Tickets – für seinen Vater, für seine Mutter und für seinen jüngeren Bruder. Kein Ticket für ihn. Zuerst vermutete er es irgendwo anders, aber je länger er darüber nachdachte, desto verdächtiger kam ihm die ganze Sache vor. Deshalb schaute er ein bisschen genauer nach, als seine Eltern mal nicht zu Hause waren. Und da fand er die Umwandlungsverfügung. Sie war ganz almodisch in dreifacher Ausfertigung unterzeichnet worden. Die weiße war schon weg, bei den Behörden. Die gelbe würde Connor bis zu seinem Ende begleiten, und die pinkfarbene würde bei seinen Eltern bleiben, als Beweis dafür, was sie getan hatten. Vielleicht würden sie sie einrahmen und neben das Foto von seinem ersten Schultag hängen.

Die Verfügung war auf den Tag vor dem Abflug auf die Bahamas datiert. Er würde abgeholt und umgewandelt werden, während seine Familie in die Ferien fuhr, um sich abzulenken. Vor lauter Ungerechtigkeit hätte Connor am liebsten etwas zerschlagen. Am *allerliebsten* hätte er sehr viel zerschlagen, aber er beherrschte sich. Ausnahmsweise zügelte er seinen Zorn, und abgesehen von ein paar Schlägereien in der Schule, in die er mehr oder weniger unverschuldet geriet, behielt er seine Gefühle für sich. Und auch sein Wissen. Eine Umwandlungsverfügung ist unumkehrbar, schreien und toben würde rein gar nichts ändern. Außerdem verlieh es Connor sogar eine gewisse Macht, dass er das Geheimnis seiner Eltern kannte. Zum Beispiel als er seiner Mutter Blumen mitbrachte, und sie danach stundenlang weinte. Oder die Zwei plus im Chemietest – die beste Note, die er je in Chemie geschrieben hatte. Er reichte den Test seinem Vater, der ganz bleich wurde, als er ihn sah. »Schau mal, Dad, meine Noten

werden besser. Bis zum Ende des Schuljahrs schaffe ich vielleicht sogar noch eine Eins in Chemie.«

Eine Stunde später saß sein Vater im Sessel, den Test immer noch umklammert, und starnte mit leerem Blick an die Wand. Connors Beweggründe waren einfach: Sie sollten leiden. Sie sollten ihr Leben lang daran denken, was für einen schrecklichen Fehler sie begangen hatten.

Aber auch jetzt, nachdem er ihnen das drei Wochen lang vor Augen geführt hat, geht es ihm nicht besser. Seine Rache verschafft ihm keine Genugtuung. Im Gegenteil, seine Eltern tun ihm leid, und er hasst sich für solche Gefühle.

»Habt ihr schon gegessen?«

Sein Vater wendet den Blick nicht vom Fernseher. »Deine Mutter hat dir was hingestellt.«

Connor geht in Richtung Küche, aber auf halbem Weg hört er: »Connor?«

Er dreht sich um. Sein Vater schaut ihn an. Er schaut ihn nicht nur an, sondern starrt geradezu.

Jetzt sagt er's mir, denkt Connor. Jetzt sagt er mir, dass sie mich umwandeln lassen, und dann bricht er in Tränen aus und beteuert, wie schrecklich leid es ihm tut. Und dann würde Connor die Entschuldigung vielleicht sogar annehmen. Vielleicht würde er ihm sogar vergeben und ihm sagen, dass er nicht zu Hause sein würde, wenn die JuPos ihn abholten.

Aber dann sagt sein Vater nur: »Hast du abgeschlossen?«

»Mach ich gleich.«

Connor schließt die Haustür ab und geht in sein Zimmer. Der Hunger, auf was immer seine Mutter für ihn aufgehoben hat, ist ihm vergangen.

Um zwei Uhr morgens zieht sich Connor schwarze Sachen an und packt die Dinge in seinen Rucksack, die ihm etwas bedeuten. Danach hat er immer noch Platz für genug Kleidung zum Wechseln. Er ist überrascht, wie wenige Gegenstände er wirklich mitnehmen möchte. Hauptsächlich sind es Erinnerungen an eine Zeit, bevor alles so falsch gelaufen ist zwischen ihm und seinen Eltern. Zwischen ihm und dem Rest der Welt.

Connor späht vorsichtig zu seinem Bruder hinein, überlegt kurz, ob er ihn wecken soll, um sich zu verabschieden, verwirft den Gedanken aber gleich wieder. Leise schlüpft er in die Nacht hinaus. Sein Fahrrad kann er nicht nehmen. Er hat eine Peilsender-Diebstahlsicherung eingebaut. Damals konnte er ja nicht damit rechnen, dass er es vielleicht selber einmal stehlen würde. Ariana hat Fahrräder für sie beide.

Normalerweise braucht Connor zu Fuß zwanzig Minuten bis zu Arianas Haus. Aber in Ohio verlaufen die Straßen in den Vororten nie ganz gerade, deshalb nimmt er den direkten Weg durch den Wald und ist in zehn Minuten da.

Das Haus ist dunkel. Das hat er erwartet. Ihre Eltern wären misstrauisch geworden, wenn Ariana die ganze Nacht aufgeblieben wäre. Besser, sie tut so, als ob sie schläft. Connor hält Abstand zum Haus. Die Lampen im Garten und auf der vorderen Veranda haben Bewegungsmelder und schalten sich ein, wenn sich in ihrem Umfeld etwas röhrt. Das soll wilde Tiere und zwielichtige Gestalten abschrecken. In den Augen von Arianas Eltern trifft beides auf Connor zu.

Er holt sein Handy heraus und wählt Arianas Nummer. Von seinem Standort im dunklen hinteren Teil des Gartens hört er es in ihrem Zimmer klingeln. Connor legt rasch auf und zieht sich noch weiter ins Dunkle zurück, falls ihre Eltern aus dem

Fenster schauen. Was sollte das denn? Wieso hat sie ihr Handy nicht auf Vibration gestellt?

Connor schlägt einen großen Bogen um den Garten, immer auf Distanz zu den Bewegungsmeldern. Ein Licht leuchtet zwar auf, als er die vordere Veranda betritt, aber nur Arianas Zimmer hat ein Fenster in diese Richtung. Ein paar Augenblicke später kommt sie zur Tür, öffnet sie aber nicht weit genug, dass sie heraus oder er hinein gehen könnte.

»Hi, bist du fertig?«, fragt Connor. Offensichtlich nicht: Sie trägt einen Morgenmantel über ihrem Satinpyjama.

»Hast du es etwa vergessen?«

»Nein, nein, ich hab's nicht vergessen ...«

»Dann beeil dich! Je schneller wir hier wegkommen, desto mehr Vorsprung haben wir.«

»Connor«, sagt sie, »die Sache ist ...«

Und die Wahrheit liegt in ihrer Stimme, darin, wie schwer es ihr fällt, nur seinen Namen auszusprechen, an dem entschuldigenden Zittern, das wie ein Echo in der Luft schwebt. Sie muss nichts weiter sagen, er weiß Bescheid, aber er lässt sie dennoch reden. Denn es fällt ihr schwer, und er möchte, dass es ihr schwerfällt. Es soll ihr schwerer fallen als alles, was sie je im Leben getan hat.

»Connor, ich würde wirklich gern abhauen, echt ... Aber gerade jetzt ist es total schlecht. Meine Schwester heiratet, und du weißt ja, ich bin Trauzeugin. Und dann die Schule.«

»Du hasst die Schule. Du hast gesagt, du schmeißt sie, sobald du sechzehn bist.«

»Ich hab gesagt, ich lege eine Befreiungsprüfung ab«, sagt sie.

»Das ist was völlig anderes.«

»Dann kommst du nicht mit?«

»Ich würde gerne, echt ... Aber ich kann nicht.«

»Also war alles, worüber wir gesprochen haben, gelogen?«
»Nein«, sagt Ariana. »Es war ein Traum. Die Wirklichkeit ist dazwischengekommen. Das ist alles. Und abhauen löst keine Probleme.«

»Abhauen ist der einzige Weg, mein Leben zu retten«, zischt Connor. »Ich soll umgewandelt werden, falls du das vergessen hast.«

Sie berührt sanft sein Gesicht. »Ich weiß. Aber ich nicht.« Da geht oben an der Treppe ein Licht an, und Ariana schiebt die Tür reflexartig noch ein Stück weiter zu.

»Ari?«, hört Connor ihre Mutter. »Was ist los? Was machst du an der Tür?«

Connor tritt ein paar Schritte zurück, um außer Sicht zu sein, und Ariana dreht sich zur Treppe um. »Nichts, Mom. Ich dachte, ich hätte einen Kojoten gesehen, und wollte sicher gehen, dass die Katzen nicht draußen sind.«

»Die Katzen sind oben, Liebes. Mach die Tür zu, und geh wieder ins Bett.«

»Ein Kojote bin ich also«, murmelt Connor.

»Psssst.« Ariana schließt die Tür bis auf einen schmalen Spalt. Er sieht nur noch die Konturen ihres Gesichts und ein violettes Auge. »Du schaffst es, ich weiß, dass du es schaffst. Ruf mich an, wenn du in Sicherheit bist.« Dann drückt sie die Tür ins Schloss.

Connor bleibt noch eine ganze Weile stehen, bis das Licht ausgeht. Allein zu sein war nicht Teil des Plans gewesen, aber schließlich dämmert ihm, dass es so richtig ist. Seit seine Eltern dieses Papier unterzeichnet haben, ist er allein.

Mit Bus oder Bahn kann er nicht fahren. Genügend Geld hätte er, aber vor dem frühen Morgen fährt nichts, und da

werden sie schon an allen Stationen und Haltestellen nach ihm suchen. Ständig hauen irgendwelche Wandler ab, und es gibt ganze Teams von JuPos, die hinter ihnen her sind. Im Aufspüren von Flüchtlingen sind sie mittlerweile ziemlich perfekt.

In einer Großstadt könnte er untertauchen, dort gibt es so viele Menschen, dass man nie dasselbe Gesicht zweimal sieht. Oder auf dem Land, wo es nur wenige Menschen gibt, die dazu noch weit voneinander entfernt leben; er könnte sein Lager in einer alten Scheune aufschlagen, und niemand würde auf die Idee kommen, dort nach ihm zu suchen. Andererseits hat die Polizei diese Möglichkeit garantiert auch auf dem Schirm. Wahrscheinlich hat sie jede alte Scheune in eine Mausefalle verwandelt, die zuschnappt und Jugendliche wie ihn fängt. Vielleicht leidet er auch an Verfolgungswahn. Nein, seine Situation rechtfertigt jede Vorsicht – nicht nur heute Nacht, sondern die nächsten zwei Jahre. Mit achtzehn ist Connor in Sicherheit. Danach können sie ihn natürlich ins Gefängnis stecken und ihm den Prozess machen, aber sie dürfen ihn nicht mehr umwandeln. Jetzt muss er nur noch so lange überleben ...

Unten an der Autobahn ist ein Rastplatz, auf dem Lastwagenfahrer übernachten können. Da geht Connor hin. Vielleicht kann er hinten auf die Ladefläche eines Sattelschleppers schlüpfen. Aber er stellt rasch fest, dass die Fahrer ihre Ladung unter Verschluss halten. Er verwünscht sich, weil er das nicht bedacht hat. Vorausplanen war noch nie seine Stärke. Sonst wäre er nicht in die Situationen geraten, die ihm in den letzten Jahren Probleme gemacht und ihn als »schwierig« oder »gefährdet« und schließlich als »Wandler« abgestempelt haben.

Ungefähr zwanzig Lastwagen parken auf dem Rastplatz, außerdem gibt es einen hell erleuchteten Imbiss, in dem vielleicht ein Dutzend Fahrer sitzt. Es ist halb vier am Morgen. Offenbar haben Lastwagenfahrer ihre eigene biologische Uhr. Connor beobachtet die Umgebung und wartet. Gegen Viertel vor vier biegt ein Streifenwagen der Polizei in den Rastplatz ein, ohne Blaulicht und Sirenen. Langsam umkreist er den Platz wie ein Hai. Connor will sich gerade verstecken, als ein zweiter Streifenwagen folgt. Alles ist hell erleuchtet, Connor findet keine dunkle Ecke. Wegrennen kann er auch nicht, im hellen Licht des Mondes wird er sofort gesehen. Der erste Streifenwagen dreht am anderen Ende des Rastplatzes um. Gleich werden seine Scheinwerfer Connor erfassen. In letzter Sekunde wirft er sich unter einen Lastwagen und betet, dass die Polizisten ihn nicht gesehen haben.

Langsam rollen die Räder des Streifenwagens an ihm vorbei. Auf der anderen Seite passiert der zweite Streifenwagen den Sattelschlepper in entgegengesetzter Richtung.

Vielleicht ist es nur eine Routinekontrolle. Vielleicht suchen sie ja gar nicht nach mir.

Je länger Connor darüber nachdenkt, desto überzeugter ist er. Sie können noch gar nicht wissen, dass er abgehauen ist. Sein Vater schlafst wie ein Stein, und seine Mutter schaut nachts nicht mehr nach ihm.

Trotzdem patrouillieren die Streifenwagen nach wie vor über den Parkplatz.

Von seinem Versteck aus sieht Connor, dass die Fahrertür eines anderen Sattelschleppers offen steht. Nein, es ist gar nicht die Fahrertür, sondern die Tür zu der kleinen Schlafkabine hinter dem Führerhaus. Ein Fahrer klettert heraus, streckt sich und steuert die Toiletten an. Die Tür lässt er offen.

Im Bruchteil einer Sekunde trifft Connor eine Entscheidung, springt aus seinem Versteck und rennt über den Parkplatz zu dem Sattelschlepper, dass der lose Kies unter seinen Füßen aufspritzt. Er hat keine Ahnung, wo die Streifenwagen gerade sind, aber das ist egal. Er hat sich für diesen Weg entschieden, also muss er ihn bis zum Ende gehen. Kurz bevor er die Tür erreicht, sieht er Scheinwerfer, die einen Bogen beschreiben und ihn gleich erfassen werden. Er packt den Haltegriff, hievit sich hinein und zieht die Tür hinter sich zu.

Auf der schmalen Liege ringt er nach Atem. Was soll er als Nächstes tun? Der Fahrer wird zurückkommen. Connor hat ungefähr fünf Minuten, wenn er Glück hat, eine, wenn nicht. Er späht unter das Bett. Platz genug, um sich zu verstecken, aber dort liegen zwei Reisetaschen. Er könnte sie vorziehen, sich hineinzwängen und dann die Taschen wieder an ihren Platz zerren. Der Lastwagenfahrer würde ihn niemals bemerken. Doch bevor er die erste Tasche unter der Liege hervorziehen kann, geht die Tür auf. Connor erstarrt, unfähig zu reagieren, als der Fahrer ihn am Revers seiner Jacke packt.

»Hoppla! Wen haben wir denn da? Was zum Teufel hast du in meinem Laster zu suchen?«

Hinter ihm fährt langsam ein Streifenwagen der Polizei vorbei.

»Bitte«, sagt Connor, und seine Stimme ist auf einmal ganz piepsig, wie vor dem Stimmbruch. »Bitte verraten Sie mich nicht. Ich muss hier weg.« Er greift nach seinem Rucksack, fasst tastend hinein und zieht ein Bündel Scheine aus seinem Portemonnaie. »Möchten Sie Geld? Ich habe Geld. Ich gebe Ihnen alles, was ich habe.«

»Ich will dein Geld nicht«, sagt der Lastwagenfahrer.

»Okay, was dann?«

Selbst in dem schummrigen Licht muss der Lastwagenfahrer die panische Angst in Connors Augen sehen, aber er sagt nichts.

»Bitte«, wiederholt Connor. »Ich tu alles, was Sie wollen ...« Der Lastwagenfahrer schaut ihn noch einen Moment lang schweigend an. »Tatsächlich?«, sagt er endlich. Dann kommt er herein und zieht die Tür hinter sich zu.

Connor schließt die Augen und wagt nicht, darüber nachzudenken, was er sich gerade eingebrockt hat.

Der Lastwagenfahrer setzt sich neben ihn. »Wie heißt du?«

»Connor.« Zu spät fällt ihm ein, dass er einen falschen Namen hätte sagen sollen.

Der Lastwagenfahrer kratzt sich die Bartstoppeln und denkt einen Augenblick nach. »Ich will dir was zeigen, Connor.« Er greift über ihn hinweg und zieht zu Connors Erstaunen ein Kartenspiel aus einem kleinen Beutel, der neben dem Bett hängt. »Hast du so was schon mal gesehen?« Der Lastwagenfahrer nimmt die Karten und mischt sie geschickt mit einer Hand. »Ziemlich gut, was?«

Connor weiß nicht, was er sagen soll, und nickt einfach.

»Wie wär's damit?« Der Lastwagenfahrer nimmt eine einzelne Karte und lässt sie verschwinden. Dann greift er in die Brusttasche von Connors Hemd und zieht die Karte hervor. »Gefällt dir das?«

Connor stößt ein nervöses Lachen aus.

»Weißt du, die Sache ist ... ich beherrsche die Tricks eigentlich nicht.«

»Wie ... wie meinen Sie das?«

Der Lastwagenfahrer krempelt den Ärmel hoch: Der Arm, mit dem er die Kartentricks vorgeführt hat, wurde am Ellbogen transplantiert.

»Vor zehn Jahren bin ich am Steuer eingeschlafen«, erzählt er.

»Schwerer Unfall. Hab einen Arm, eine Niere und noch so manch anderes verloren. Aber ich hab alles neu bekommen und überlebt.« Er betrachtet seine Hände, und Connor erkennt, dass die Kartenspielerhand ein bisschen anders aussieht. Die Finger sind dünner, die Haut ein wenig heller.

»Ach so«, sagt Connor. »Sie haben eine neue Hand gewonnen.«

Der Lastwagenfahrer lacht, dann schweigt er einen Augenblick und betrachtet seine Ersatzhand. »Diese Finger hier können Dinge, die der Rest von mir nicht kann. Muskelgedächtnis nennt man das. Und es vergeht kein Tag, an dem ich nicht daran denke, was für unglaubliche Dinge der Typ konnte, dem dieser Arm gehörte, bevor er umgewandelt wurde ... Wer immer er war.«

Der Lastwagenfahrer steht auf. »Zum Glück bist du an mich geraten«, sagt er. »Da draußen gibt es Trucker, die würden alles nehmen, was du ihnen anbietest, und dich trotzdem ausliefern.«

»Und Sie sind nicht so?«

»Nein, bin ich nicht.« Er streckt die Hand aus – die *andere* Hand –, und Connor ergreift sie. »Josias Aldridge«, stellt er sich vor. »Ich fahre Richtung Norden. Du kannst bis zum Morgen mitfahren.«

Vor lauter Erleichterung ist Connor wie gelähmt. Nicht einmal ein »Danke« bringt er heraus.

»Das Bett ist zwar nicht das bequemste der Welt«, fährt Aldridge fort, »aber es erfüllt seinen Zweck. Ruh dich ein bisschen aus. Ich muss kurz noch einen abseilen, und dann geht's los.« Er schließt die Tür, und seine Schritte entfernen sich in Richtung Toiletten. Endlich lässt Connors Anspan-

nung nach, und er spürt seine Erschöpfung. Der Lastwagenfahrer hat ihm kein Ziel genannt, nur eine Richtung, aber das ist okay. Norden, Süden, Osten, Westen – völlig egal, nur weg von hier. Und dann? Nun, erst muss Connor diesen Schritt zu Ende bringen, bevor er darüber nachdenkt, was danach kommt.

Eine Minute später ist Connor schon dabei, einzudösen, als er jemanden laut rufen hört: »Wir wissen, dass du da drin bist! Komm sofort raus, dann passiert dir nichts!«

Connor gerät in Panik. Josias Aldridge hat offenbar noch einen Taschenspielertrick auf Lager – er hat Connor für die Polizei sichtbar gemacht – Abrakadabra! Seine Reise ist vorbei, bevor sie überhaupt begonnen hat. Connor schiebt die Tür auf und sieht drei JuPos mit erhobenen Waffen.

Aber sie zielen nicht auf ihn.

Sie stehen sogar mit dem Rücken zu ihm.

Gegenüber geht die Tür des Sattelschleppers auf, unter dem Connor sich nur wenige Minuten zuvor versteckt hatte, und hinter dem leeren Fahrersitz kommt mit erhobenen Händen ein Junge hervor. Connor erkennt ihn sofort. Andy Jameson geht auf dieselbe Schule wie er.

Oh Gott, soll Andy etwa auch umgewandelt werden?

In Andys Gesicht steht die Angst geschrieben, aber darunter verbirgt sich etwas noch viel Schlimmeres: absolute Verzweiflung. In diesem Augenblick bemerkt Connor, wie dämlich er sich verhält. Vor lauter Überraschung darüber, was hier gerade passiert, steht er wie festgenagelt in der Tür der Schlafkabine, vollkommen ungeschützt und für alle sichtbar. Die Polizisten sehen ihn natürlich nicht. Andy schon. Er erkennt Connor, hält seinen Blick nur einen Moment lang fest ... und in diesem Moment geschieht etwas Bemerkenswertes.

Die Verzweiflung auf Andys Gesicht weicht einer eisernen Entschlossenheit, die fast an Triumph grenzt. Er schaut rasch in eine andere Richtung und läuft ein paar Schritte – weg von Connor, damit die Polizisten ihm weiterhin den Rücken zukehren.

Andy hat ihn gesehen, aber er hat ihn nicht verraten! Wenn Andy nach diesem Tag nichts mehr zu erwarten hat, dann bleibt ihm doch wenigstens dieser kleine Sieg.

Connor lehnt sich zurück in die Dunkelheit des Lastwagens und zieht langsam die Tür zu. Während die Polizisten Andy abführen, legt sich Connor wieder hin, und seine Tränen kommen so plötzlich wie ein sommerlicher Schauer. Er weiß nicht genau, um wen er weint – um Andy, um sich selbst, um Ariana –, und das lässt die Tränen nur noch heftiger fließen. Statt sie wegzuwischen, lässt er sie einfach laufen wie früher als kleiner Junge, als die Dinge, über die er weinte, unbedeutend und am nächsten Morgen wieder vergessen waren.

Der Lastwagenfahrer schaut nicht zu ihm herein. Connor hört nur, wie der Motor anspringt, und spürt, wie der Lastwagen anrollt. Das sanfte Schaukeln wiegt ihn in den Schlaf.

Das Klingeln seines Handys reißt Connor aus seinen Träumen. Er wehrt sich dagegen aufzuwachen. Er möchte weiterträumen, von einem Ort, an dem er sicher schon einmal gewesen ist, auch wenn er sich nicht genau erinnert, wann. Er weiß nur noch, dass es vor der Geburt seines Bruders gewesen sein muss.

Er war zusammen mit seinen Eltern in einer Hütte am Strand. Auf der Veranda brach er mit dem Fuß durch ein morschtes Brett und landete in dicken Spinnweben, die sich wie Baumwolle anfühlten. Vor Schmerz, aber auch aus Angst vor den

gigantischen Spinnen, die ganz bestimmt seinen Fuß abfressen würden, schrie er wie am Spieß. Und doch war das ein guter Traum, eine gute Erinnerung, denn sein Vater war da, um ihn zu befreien. Er trug ihn hinein, verband sein Bein und setzte ihn neben den Kamin. Dann gab er ihm Apfelsaft, der so lecker war, dass er den Geschmack beim bloßen Gedanken daran heute noch auf der Zunge hat. Sein Vater erzählte ihm eine Geschichte, an die er sich nicht mehr erinnert, aber das ist in Ordnung. Nicht die Geschichte war wichtig, sondern der Klang seiner Stimme, ein weicher, grummelnder Bariton, der so beruhigend wirkte wie Wellen, die an eine Küste rollen. Der kleine Connor trank seinen Apfelsaft und tat dann, an seine Mutter gelehnt, so, als wäre er eingeschlafen. In Wahrheit ging er in diesem Augenblick auf, versuchte ihn für immer festzuhalten. Im Traum war ihm das gelungen. Sein ganzes Sein floss in das Saftglas, und seine Eltern stellten es vorsichtig auf den Tisch, dicht an den Kamin, wo es für immer und ewig warm bleiben würde.

Blöde Träume. Sogar die guten sind schlecht, denn sie machen einem bewusst, wie mies die Wirklichkeit dagegen abschneidet.

Wieder klingelt sein Handy und verjagt die letzten Fetzen des Traums. Fast nimmt Connor ab. In der Schlafkabine des Lastwagens ist es sehr dunkel, und er merkt erst gar nicht, dass er nicht in seinem Bett liegt. Weil er sein Handy nicht findet, will er das Licht anschalten, und das rettet ihn. Als er eine Wand berührt, dort, wo eigentlich sein Nachttisch sein sollte, stutzt er. Schon wieder klingelt das Handy. Da fällt ihm alles wieder ein, und er erinnert sich, wo er ist. In seinem Rucksack findet er sein Telefon. Das Display zeigt die Nummer seines Vaters.

Also wissen seine Eltern jetzt, dass er abgehauen ist. Glauben sie wirklich, er würde abnehmen? Er wartet, bis die Mailbox anspringt, und schaltet das Handy aus. Es ist halb acht. Connor reibt sich den Schlaf aus den Augen und versucht abzuschätzen, wie weit sie gekommen sind. Der Lastwagen bewegt sich nicht mehr, aber sie sind bestimmt mindestens zweihundert Kilometer gefahren, solange er geschlafen hat. Das ist ein guter Anfang.

Es klopft an der Tür. »Komm raus, Junge. Deine Fahrt ist vorbei.«

Connor kann sich nicht beschweren. Der Lastwagenfahrer ist ausgesprochen großzügig gewesen, und er wird ihn um nichts mehr bitten. Er stößt die Tür auf und will dem Mann danken. Aber nicht Josias Aldridge steht vor ihm. Der steht mit Handschellen gefesselt ein paar Meter entfernt. Vor Connor baut sich ein Polizist auf, ein JuPo mit einem Grinsen so breit wie ein Scheunentor. Zehn Meter weiter sieht Connor seinen Vater, der immer noch das Handy in der Hand hält, mit dem er gerade angerufen hat.

»Es ist vorbei, mein Sohn.«

Wut brodelt in Connor hoch. *Ich bin nicht dein Sohn!*, möchte er schreien. *Ich bin nicht mehr dein Sohn, seit du die Verfüzung unterschrieben hast!* Aber der Schreck des Augenblicks macht ihn sprachlos.

Wie hat er nur so dumm sein können, das Handy anzulassen? Auf diese Weise hatten sie ihn natürlich leicht aufspüren können. Wie viele andere Jugendliche werden wohl gefasst, weil sie diesen blöden Fehler machen? Aber Connor wird nicht denselben Weg gehen wie Andy Jameson. Mit einem schnellen Blick macht er sich ein Bild von seiner Situation. Der Lastwagen ist von zwei Autobahnstreifenwagen und einer

Jugendpolizeieinheit auf den Seitenstreifen gezwungen worden. Autos rasen mit hundert Stundenkilometern vorbei, blind für das Drama, das sich auf dem Seitenstreifen abspielt. Im Bruchteil einer Sekunde trifft Connor eine Entscheidung. Er sprintet los, stößt den Polizisten gegen den Lastwagen und rennt über die volle Autobahn. Würden sie einem unbewaffneten Jugendlichen in den Rücken schießen? Oder würden sie auf seine Beine zielen und die lebenswichtigen Organe schonen? Die Autos auf der Straße weichen ihm hupend aus, aber er rennt weiter.

»Connor, bleib stehen!«, ruft sein Vater. Dann fällt ein Schuss.

Connor spürt den Einschlag, aber nicht auf seiner Haut. Das Geschoß bleibt in seinem Rucksack stecken. Er dreht sich nicht um. Als er den Mittelstreifen erreicht, hört er noch einen Schuss, und ein kleiner blauer Klecks breitet sich auf der Mittelplanke aus. Sie schießen mit Betäubungsmunition. Sie wollen ihn nicht ausschalten, sondern nur kampfunfähig machen. Wahrscheinlich haben sie wesentlich weniger Hemmungen, mit Betäubungspatronen um sich zu schießen als mit scharfer Munition – Verkehr hin oder her.

Connor springt über die Mittelplanke und gerät vor einen Cadillac. Das Auto weicht ihm aus, und es ist pures Glück, dass Connor von seinem eigenen Schwung wenige Zentimeter aus der Bahn des Caddys getragen wird. Der Seitenspiegel kracht ihm schmerhaft in die Rippen, bevor das Auto quietschend zum Stehen kommt. Der beißende Geruch von verbrannten Gummi steigt Connor in die Nase. Während er sich die schmerzende Seite hält, sieht er, dass ihn durch ein offenes Seitenfenster jemand vom Rücksitz aus anschaut. Ein Junge, ganz in Weiß gekleidet. Der Junge hat Angst.

Die Polizisten sind schon fast am Mittelstreifen, und Connor, der dem verängstigten Jungen in die Augen schaut, weiß, was er zu tun hat. Wieder muss er im Bruchteil einer Sekunde eine Entscheidung treffen. Er reißt die Tür auf.